

«Voyage» von Zoë Më: Haben wir damit Chancen auf die Titelverteidigung?

Analyse Die Schweiz beehrt den Eurovision Song Contest mit einer frankofonen Ballade und setzt auf musikalische Deeskalation.

Jedes Jahr zerbrechen sich 37 Nationen von neuem den Kopf darüber, wie sich auf musikalischem Gebiet ein binnenkontinentaler Triumph erzielen liesse. Die Schweiz beantwortet die Frage heuer mit einem klaren Statement: «Voyage» heisst der helvetische Beitrag. Die Message: Keine Lust auf Gaudi, Unbeschwertheit war gestern, Unschlüssigkeiten im Geschlechtsempfinden gerade nicht unbedingt das bestimmende Thema.

Die Schweiz setzt für ihr ESC-Heimspiel auf eine Beat-lose Ballade mit locker geballter Pathosfaust. Auf ein Lied, das Zusammenhalt propagiert, «eine Reise zu mehr Menschlichkeit», wie es die Interpretin Zoë Më selber ausdrückt. Ein Lied, das sich zunächst behutsam ins Wohlfühlzentrum schmeichelt,

um dort dann durchaus tektonische Verwerfungen auszulösen.

Und mit Zoë Më setzt man auf eine bisher weitgehend unbekannte Sängerin und Songschreiberin mit engelsgleicher Hauchstimme, auf eine Frau, die sich eher nicht dem Hochleistungsheissblütertum hingeben wird, das am diesjährigen ESC allgegenwärtig sein wird.

Man könnte auch sagen, die Schweiz setzt auf Deeskalation, auf musikalische und showtechnische Abrüstung in einem Klima, in dem die Welt – wie es Trump ausdrücken würde – selbst gerade «great television» ist und uns jeden Tag zur Genüge mit Irrsinn, Tragödie, Real-satire und unberechenbaren Charakteren versorgt. Eher nicht jedoch mit grossen Gefühlen. Ein antizyklischer Move, der

vom Gesamteuropa in der gegenwärtigen Verfassung durchaus geschätzt werden könnte.

Doch «Voyage» ist ein Lied, das sich erst nach mehrmaligem Hören in die Ohren wurmt. Die Strophe ist mit Piano und sanft gezupften Streichern unterlegt, der Refrain ist dann elegisch gestaltet, sodass das Ganze bald ein bisschen klingt wie ein Werbesong für ein Merci-Praliné. Im Mittelteil changiert die Stimmung kurz ins Dramatische, mitsamt den offenbar unentbehrlich gewordenen cineastischen Bombasttrommeln, nur um am Ende wieder ins Versöhnlich-Sanfte abzugleiten.

Vielleicht ist das alles ein bisschen zu anheimelnd und zu unaufgeregt, um in einem Wettbewerb herauszustechen, in dem 37 Teilnehmende alles

ins vorgegebene Dreiminutenformat pferchen, was der Unterhaltungsindustrie in den letzten 30 Jahren in den Sinn gekommen ist (und was sie teilweise mit guten Gründen wieder verworfen hat).

Doch Zoë Më trifft mit ihrer balladesken Seelenruhe gerade bei den jüngeren Jahrgängen durchaus einen Zeitgeist. Zwar geht der 24-jährigen Freiburgerin so ziemlich alles ab, was Nemo im letztjährig siegreichen Dreiminüter so fulminant hochgehalten hat: Quirligkeit, Unkalkulierbarkeit und Wahnsinn.

Doch betrachtet man die gegenwärtigen Trends in der juvenilen Zielgruppe, scheint das schrille Bling-Bling-Gebaren ohnehin gerade etwas an Strahlkraft einzubüssen. Es geht aktuell eher um innere Werte, um

Zusammengehörigkeitstaumel und um jugendverbindende We-Are-Family-Attitüden. Dies alles löst der Song von Zoë Më thematisch ein.

Zugute kommen könnte der Schweiz auch, dass sich heuer ein künstlerisch ziemlich desolater ESC-Jahrgang abzeichnet. Hört man sich die bis anhin bekannt gegebenen Beiträge im an, ist es, als stosse man immer wieder auf denselben von elektronischer Billigtanzmusik verseuchten Ulk-, Folklore- oder Ulk-Folklore-Song.

Was sonst noch auffällt: Amtssprache des Schweizer Beitrags ist Französisch, womit das erste Mal seit langem das Austragungsland und die Big 5 (Deutschland, Italien, Spanien, England und mutmasslich auch Frankreich) auf Lieder in der

eigenen Landessprache setzen. Das könnte mit viel deuterischem Willen als Rückbesinnung auf nationale Werte oder aber als beginnender Bedeutungsverlust des Angelsächsischen als tonangebender kultureller Wegweiser gewertet werden.

Doch was hat uns der letztjährige ESC gelehrt? Man sollte es an dieser Veranstaltung nicht übertreiben, mit politischen Auslegungen und sozio-kulturellen Interpretationen.

Die eigentliche Kernfrage lautet: Muss sich Freiburg schon nach einer geeigneten Austragungsstätte für den ESC 2026 umschauen? Gut möglich – aber womöglich doch eher nein.

Ane Hebeisen

ESC, 10. bis 17. Mai in Basel